



ZWISCHEN HOGWARTS UND IVY LEAGUE HELGE ROSSEN-STADTFELD

Jahrgang 1955; 1974–79 Studium der Rechtswissenschaft und Philosophie in Tübingen; 1983 Zweite Juristische Staatsprüfung in Bielefeld; 1987 Promotion in Bielefeld („Freie Meinungsbildung durch den Rundfunk: die Rundfunkfreiheit im Gewährleistungsgefüge des Art. 5 Abs. 1 Grundgesetz“); 1988–91 Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Bundesverfassungsgericht; 1998 Habilitation in Bielefeld („Vollzug und Verhandlung: Die Modernisierung des Verwaltungsvollzugs“); seit September 2000 Universitätsprofessor an der Fakultät für Wirtschafts- und Organisationswissenschaften der Universität der Bundeswehr München. Interessenschwerpunkte in den Bereichen Medienrecht, Allgemeines Verwaltungsrecht, Rechtstheorie. – Adresse: Fakultät für Wirtschafts- und Organisationswissenschaften, Universität der Bundeswehr München, Werner-Heisenberg-Weg 39, 85577 Neubiberg. E-Mail: helge.rossen-stadtfeld@unibw-muenchen.de.

Die Arbeiten zum Kulturbegriff im Rundfunkrecht sind veröffentlicht, der Handbuchbeitrag über Verfahrensbeteiligung und Verwaltungsöffentlichkeit ist fertiggestellt. Das wichtigste Vorhaben des Aufenthalts in Berlin, die „Demokratie im Wandel“, bleibt aber eine Baustelle. Der Betrieb geht unentwegt weiter. Materialien werden angeliefert, Ausschachtungs- und Wegräumarbeiten haben Spuren hinterlassen, Gerüste stehen herum. Das Fundament, in das auch frühere Überlegungen eingearbeitet werden konnten, erscheint immerhin tragfähig. Nur in Umrissen ist aber zu erkennen, wie das ganze Bauwerk einmal aussehen könnte. Nicht ganz klar ist deshalb auch, welche Perspektiven sich von ihm aus öffnen könnten. Ein normatives Demokratiemodell wird sicherlich genauer auszumachen sein, das in unterschiedlicher Ausgestaltung die Verfassungsordnungen

Europas prägt. Sichtbar werden aber auch die immer engeren Grenzen, innerhalb derer die europäische Demokratie noch ihrem alten normativen Entwurf entsprechen kann. Wichtige gesellschaftliche Entwicklungsprozesse verlaufen in zunehmendem Ausmaß außerhalb demokratischer Willensbildung und Entscheidung. Demokratie verliert hier ihre Wirklichkeit, wird Schein. Die verfassungsrechtliche Diskussion sieht darüber einigermaßen gleichmütig hinweg, in Deutschland, aber auch anderwärts. In dem normativen Blickwinkel des größten Teils dieser Diskussion bleiben Grundprobleme moderner Demokratien unsichtbar. Im Übrigen werden solche Probleme teils in steuerungs-, effektivitäts-, überhaupt outputorientierten Ansätzen auf ein handliches Format zurechtgestutzt, teils der Bearbeitung durch den Markt überantwortet. Es bleibt deshalb ungewiss, ob und gegebenenfalls in welchen Formen Demokratie jenseits normativer Fiktionen noch als wirklichkeitsfähige gesellschaftliche Praxis entworfen werden könnte. Wird (rechts)wissenschaftliche Beobachtung, gerade wenn sie ihren eigenen Maßstäben treu bleiben will, hier nicht nur noch die Folgen wirtschaftlichen, daneben auch politischen oder sonst kulturellen Handelns registrieren können? Gibt es eine Grenze, ab der Demokratieprobleme nicht mehr der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich sind? Die rechtswissenschaftliche Untersuchung einer „Demokratie im Wandel“ muss sich auch mit solchen Fragen auseinandersetzen. Endgültige Pläne hierfür sind aber noch nicht entwickelt. Auch deshalb wohl will sich das Gefühl eines wirklichen Endes meiner Zeit in Berlin nicht recht einstellen. Zu viel bleibt dafür unerledigt.

Auf die Arbeit hat sich der Aufenthalt am Kolleg beschleunigend und verlangsamernd ausgewirkt. Die Möglichkeit der Konzentration auf ein und nur dieses Vorhaben, ein unglaublich guter Bibliotheksservice und die vielfältige Entlastung von allen möglichen Alltagsproblemen verschaffen eine Menge Zeit. Der Sinn des Aufenthalts am Wissenschaftskolleg liegt freilich darin, an der Kommunikation innerhalb einer Fellowgruppe teilzunehmen, in teils formalen, häufiger und stärker aber in informalen Kontakten. Das hat Aufmerksamkeit, Zuwendung und psychische Energie gebunden, war spannend und hat – in einer freundlichen, zugewandten und offenen Gruppe – viel Freude gemacht, aber auch den Fortgang des eigenen Vorhabens gebremst. Und natürlich haben sich die Möglichkeiten der Irritation in eigenen Forschungsplänen und -vorstellungen vermehrt. Dementsprechend habe ich insgesamt nicht den Eindruck, schneller vorangekommen zu sein als im universitären Alltag. Wohl aber besser. Vor allem war viel mehr Zeit verfügbar, wirklich zu lesen, was sonst allenfalls nachgeschlagen worden wäre. Das hat eine ganz eigene, schon fast vergessene Befriedigung vermittelt.

Das Wissenschaftskolleg versteht sich als ein Ort der Interdisziplinarität. Zehn Monate an diesem Ort bestätigen die naheliegende Annahme, dass sich interdisziplinäre Diskurse nicht von selbst ereignen. Über das institutionell gesicherte (reiche!) Angebot hinaus müssen Gelegenheitsstrukturen gesucht, gefunden und genutzt werden. Die Bereitschaft, solchen Aufwand zu treiben, ist individuell unterschiedlich ausgeprägt. Sie muss außerdem stets mit dem Missverständnis rechnen. Dieses ist oft produktiv oder wenigstens unterhaltsam, aber keineswegs immer. Spricht der Biologe, durchaus gezielt-provokant, vom „policing“ im Bienenvolk, ist die sozialwissenschaftliche Aufregung beim ersten Mal noch groß und reflexionsfördernd. Beim zweiten und weiteren Ausgriff der naturwissenschaftlichen Darstellung in die sozialwissenschaftliche Begrifflichkeit stellt sich aber der Eindruck einer Pflichtveranstaltung ein, und zwar auf beiden Seiten. Fachliche Verständnisschwierigkeiten können sich, wie zu beobachten war, auch innerhalb der Sozial- und Geisteswissenschaften ergeben. Sie sind der größeren disziplinären Nähe wegen schwerer zu erkennen und aufzuklären, können dann aber auch einen besonderen Reflexionsgewinn vermitteln. Andererseits sollten Verständigungsschwierigkeiten nicht vorschnell auf disziplinäre Abständigkeit zurückgeführt und sodann als Ausdruck eines grundsätzlich unvermeidlichen Weltstichtpluralismus behandelt werden. Gelegentlich sind sie schlicht einer noch steigerungsfähigen Genauigkeit geschuldet. Auch das war in Berlin zu beobachten, etwa in der Auseinandersetzung um die Legitimationsquellen „islamischen Rechts“ oder in den Versuchen, den Eigenwert eines spezifisch bildwissenschaftlichen Zugangs zu Wahrnehmung und Erkenntnis (nicht zu zeigen, sondern, eben,) zu begründen. Eine nicht erst am Wissenschaftskolleg gewonnene, hier jedoch bestärkte Gewissheit bleibt von alledem unberührt. Denken muss über Fachgrenzen hinaus voneinander Kenntnis nehmen, wenn es spannend und fruchtbar sein will. Das scheint mir besonders wichtig für eine Disziplin wie die Jurisprudenz, die in ihren Kernbereichen erhebliche Probleme hat, sich gegenüber Handwerk, Kunstlehre und *common sense* als Wissenschaft auszuweisen. Im Übrigen wird der Einfall bestimmt kommen, von dem ich dann hoffentlich wissen werde, dass ich ihn einer interdisziplinären Aufstörung am Wissenschaftskolleg verdanke – etwa der philosophischen Reflexion des Musil'schen „Möglichkeitssinns“, sprach- und kulturwissenschaftlichen Überlegungen zur literarischen Übersetzung, der musiktheoretischen Spiegelung jüdisch-christlicher Verflechtungen oder einer geschichtswissenschaftlichen Unterscheidung zwischen „Tradition“ und „Vermächtnis“. Um nur einige wenige Anlässe solcher interdisziplinären Aufstörung zu nennen.

Die Zumutung förderlicher, gescheiter und möglichst unterhaltsamer, auf keinen Fall langweiliger Konversation kann anstrengend sein. Man ist nicht immer in Bestform. Und natürlich werden auch in der Fellow-Gruppe die akademischen Machtspiele gepflegt, auch das kann anstrengen. In einer Ökonomie der Aufmerksamkeit, in der mit Reputation bezahlt wird, ist derlei wohl unvermeidbar. Es kann, je nach persönlicher Veranlagung, sogar genossen werden. Außerdem soll hier kein falsches Bild entstehen: so qualitativ unterschiedlich Vorträge und Diskussionen auch waren, ließen sie doch überwiegend den Wunsch spüren, in der Sache selbst voranzukommen. Es gab rhetorische Höhepunkte, gelegentlich sogar den Glanz der großen Rede. Ein Vortrag wusste Sprache, Bild und Gesang zu einem hinreißenden Gesamtkunstwerk zu verbinden. Und immer wieder haben sich Einblicke in unvertraute akademische Kulturen geöffnet. Auffällig fand ich auch, wie stark geistes- und sozialwissenschaftliche Präsentationen ideengeschichtlich akzentuiert waren. Je unübersichtlicher die Zeiten, desto entschiedener die Rückwendung der Wissenschaft auf sich selbst? Im Übrigen fand die wissenschaftliche Kommunikation in amerikanischem Englisch statt. Die wissenschaftliche Zweisprachigkeit gehört zwar zur Geschäftsgrundlage eines Aufenthalts in Berlin. Sie findet aber de facto nicht statt. Freilich stellt das Kolleg viele Hilfen zur Verfügung, von Sprachkursen bis zu einem Übersetzungsservice, der Erstaunliches zu leisten vermag.

Nicht alles vermag das Wissenschaftskolleg zu erleichtern. Das ohnehin gefährdete Bemühen um eine einigermaßen realistische Selbsteinschätzung hat hier besondere Herausforderungen zu bestehen. Das liegt ganz wesentlich mit an der ebenso professionellen wie freundlichen Betreuung durch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kollegs. Sie ist einfach zu gut. Sie vermittelt das Gefühl, erwünscht, willkommen und nützlich, ja sogar wichtig zu sein. Die Arbeit der Fellows scheint zu interessieren, als grundsätzlich erheblich erachtet zu werden, einen Unterschied zu machen. Das deutsche Universitätssystem vermittelt solche Empfindungen nicht mehr. Dies wieder auszuhalten wird nach zehn Monaten im Wissenschaftskolleg eher schwerer fallen.